



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lie, Bernt: Im Kampf gegen die Übermacht : Roman : Übersetzung von
Mathilde Mann

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

8) Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Sie freuten sich alle darüber, daß der Pfarrer mit so viel Wärme erklärte, er befinde sich wohl in seinem neuen Amt. Dabei lächelten sie aber mit ein wenig besorgten Mienen, wenn das Gespräch auf den Winter kam. Er müsse wohl damit warten, sich eine Ansicht zu bilden, bis er auch den erlebt hatte!

Und wohl mußte es ein Tummelplatz für Sturm und Unwetter sein, hier draußen an dem offenen Eismeer!

Aber er fürchtete weder den Sturm noch die Finsternis oder Kälte! In seine Seele war hier oben ein tiefer Friede eingezogen. Und der würde bei einem Unwetter im Meer nicht verloren gehen. Es war ihm, als seien alle Unruhe und Ängste der Welt tausend Meilen weit gewichen, als könnten sie nimmer diesen mächtigen, fernen Tempel zwischen den Bergen, dem Himmel und dem Meer erreichen. Sein Herz schwoll von Mut und guter Hoffnung, denn hier hatte er sich selbst und seinen Gott wiedergefunden.

Jetzt wußte er sich wieder mit Zuversicht auf dem rechten Wege vorwärts, den Herrn zur Seite. — — —

Lange blieb er auf dem großen Stein an der Spitze der Landzunge sitzen, während die Sonne langsam westwärts wanderte und sich dem Meere näherte. Als er sich endlich erhob, hatte er Mühe, trocknen Fußes an Land zu gelangen. Die See war hinter ihm gestiegen, während er hier gesessen und in die Ferne gesehen hatte — oder in die blanke, jähe Tiefe an der Außenseite des Steines.

Er mußte ein paar tüchtige Sprünge machen. Und dann trat er den Heimweg an — und hoffte, daß Sonina kein Salz in den guten Kaffee getan hatte.

* * *

Gleich einem gewaltigen Orgelgebrause setzte der Winter mit Sturm aus Nordwesten ein. Und es folgten neue Stürme mit wild aufbrausendem Meer und Nebel in den Bergen.

Wenn der Sturm innehielt und sich verschnaufte, donnerte noch sein Echo. Das Meer war in Aufruhr und schlug schwer gegen die Landzunge und die Klippen, während die Wellen in der brütenden Dunkelheit schaumweiß leuchteten.

Und ein neues Unwetter brach ein . . .

Der Pfarrer Sören Römer war eines Nachts in einem Bierruderboot über den Fjord hinüber nach Meiland, Maasvär gerade gegenüber, gefahren. Er war von Amts wegen zu einer Sterbenden gerufen. Dies war nicht seine erste und blieb auch nicht seine letzte Fahrt im Sturm in offenem Boot. Aber sie blieb ihm unvergeßlich wie keine andre weder früher noch später.

Es war ihm, als gehe es mehr unter dem Wasser dahin als über denselben. Der Führer des Bootes — es war der Vater der Kranken — packte ihn um die Taille und presste ihn fest an sich, während er mit der andern Hand das Steueruder hielt. Halb liegend, hintenüber gebeugt, sah der Pfarrer durch den Gisch nichts weiter als den Himmel mit Wolken, die in rasender Fahrt unter Sternen und Mond dahintrieben — und von Zeit zu Zeit den Kamm einer Welle, die weißschäumend und von Meerleuchten aufblitzend dahinkaste. Er fühlte, wie ihm das eiskalte Wasser bis an die Knie hinaufspülte, und das Boot schoß dahin wie ein gejagtes Tier zwischen brüllenden Feinden, verwirrt und erschreckt mit

hammernden Herzschlägen . . . Zuweilen stand der Bootstevan fast gerade über seinem Kopf. Dann grub sich das Boot wieder in das Meer ein und die Wellen spülten mit erdrückender Last über ihn hin . . .

„Du mußt nicht bange sein!“ schrie ihm der Steuermann ins Ohr.

Und er war auch nicht bange. Er empfahl seine Seele Gott und war zum Sterben bereit.

Und sie gelangten ans Ziel. Friedlich und still segelten sie in die Bucht von Meiland und landeten an der Bootsbrücke.

Einer von den Männern ging an Land, während die andern das Boot an den Strand zogen. Nach einer Weile kehrte er mit einer Laterne zurück. Zwei Männer nahmen den Pelzsack des Pfarrers und er selber folgte ihnen, schwer von dem triefenden Wasser, auf den Lichtschein zusteuend, der durch ein Fenster oben auf dem Hügel schimmerte.

Unter dem Türrahmen mußte er sich bücken.

Ein strenger Stallgeruch drang ihm entgegen, als er nach dem Mann mit der Laterne eintrat. Sie erleuchtete nur schwach den kleinen Raum mit der niedrigen Balkendecke. An der inneren Wand brummte eine Kuh. Sie war so fest an den Balken in der Wand gebunden, daß sie den Kopf nicht herumdrehen konnte. An der Erde war ein Bett aus Renntierfellen hergerichtet, und hier lagen drei kleine Kinder und schliefen.

Eine Frau kam jetzt durch die niedrige Tür, die in das Seitenzimmer führte. Sie reichte dem Pfarrer die Hand:

„Wie gut, daß der Herr Pfarrer da find! Sie lebt noch!“

„Es war eine böse Fahrt!“ sagte der Mann. „Du mußt trockene Kleider für den Pastor heraussuchen!“

„Bitte!“ flüsterte die Frau und öffnete die Tür. Der Pfarrer ging leise hinein.

Neben dem Bett unter dem Fenster schimmerte ein Licht. Aber ein Mann saß davor, so daß es dunkel in der Stube war und man den Kopf der Kranken nicht sehen konnte. Der Mann hielt eine Bibel mit beiden Händen hoch an das Gesicht und las mit einförmiger, singender Stimme — ohne sich durch das Erscheinen des Pfarrers unterbrechen zu lassen —:

„. . . Wer soll hinaufgehen auf den Berg des Herrn, und wer soll stehen an seiner heiligen Stätte?

Wer unschuldige Hände hat und reinen Herzens ist, wer seine Seele nicht eitel in den Mund genommen hat . . .“

Der Pfarrer erkannte den Lesenden. Es war sein guter Freund So Pasa, eine fromme Seele, der von den Leuten als halbverrückt betrachtet wurde, in Wirklichkeit aber nur ein herzensgutes Kind war, erfüllt von seinem schlichten, naiven Christentum. Er hatte eine kleine Stelle in der Nachbarschaft hier in Meiland, dort wohnte er allein; er war Witwer und hatte vor zehn Jahren seine vier Söhne auf dem Meer verloren. Er lebte in ganz guten Verhältnissen, und seine ganze Beschäftigung bestand jetzt darin, daß er bei den Nachbarn umherging und ihnen aus der Bibel vorlas, Kranke pflegte und alle die Viebeswerke übte, die seine zeitlichen und geistigen Fähigkeiten ihm gestatteten.

Die Frau brachte ein großes, reines Hemd, eine Pelzjacke und ein Paar Friesshosen.

„Wenn der Herr Pastor fürlieb nehmen wollen!“ flüsterte sie. Dann ging sie. So Pasa las weiter:

„. . . Er wird Gerechtigkeit von dem Herrn empfangen, und Gerechtigkeit von dem Gott seiner Seligkeit. Sela . . .“

Und in der Ecke hinter der Tür zog der Pfarrer die trocknen Kleider an. Er packte den Salar und den Priestertragen aus seinem Reisefack aus, holte sein Buch und den Reifeseckel heraus — und trat an das Bett.

So Pasa klappte seine Bibel zu und stand auf. Er faltete die Hände über dem Buch und sah den Pfarrer über seine runde Hornbrille hinweg an, während er ihn in singendem Ton begrüßte:

„Gefegnet seiest du, der du kommst im Namen des Herrn Zebaoth!“

Der Pfarrer klopfte ihn freundlich auf die Schulter und grüßte schweigend.

Und So Pasa glitt lautlos zum Zimmer hinaus.

Der Pfarrer setzte sich auf den Stuhl am Bett des jungen Mädchens.

Zwanzig Minuten später öffnete er die Tür und winkte hinaus. Und sie kamen herein, beugten sich einer nach dem andern unter dem niedrigen Türrahmen, die Mutter, der Vater, die beiden Aduerer, von denen der eine der Bruder der Sterbenden war, So Pasa und endlich ein ganz junges Mädchen mit einem schlafenden Kind im Arm.

„Eure Tochter hat Frieden mit Gott,“ sagte der Pfarrer zu den beiden Eheleuten. „Sie möchte gern, daß wir jetzt noch ein wenig zusammen aus seinem heiligen Wort lesen.“

Schweigend wies er der Mutter den Stuhl am Kopfende an. Die andern setzten sich auf die Bänke, die längs der dunklen Wände standen. Der Pfarrer selbst nahm auf einem Holzstuhl neben der Mutter Platz.

Mit großen, ruhigen Augen sah die Kranke vor sich hin. Ihre wachsgelben Hände lagen gefaltet auf der Bettdecke.

Und der Pfarrer las:

„Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Weingärtner.“

Als er das Kapitel beendet hatte, betete er ein Vaterunser und sprach dann den Segen.

Darauf wandte er sich um, von der Kranken Abschied zu nehmen. Aber ihre Augen hatten sich geschlossen. Sie war tot.

Der Pfarrer verabschiedete sich von jedem einzelnen und ging dann mit So Pasa, bei dem er die Nacht über bleiben sollte. Der Sturm hatte sich noch aufgenommen, und von einer Heimfahrt im Dunkeln konnte keine Rede sein.

Kurzbeinig und dienstefrig lief So Pasa auf seinen Fimmschuhen vor ihm her, um ihm einen Weg in dem Schnee zu bahnen. Er lief mehr rückwärts als vorwärts, indem er sich unaufhörlich umkehrte, während er schwazte — oder vielmehr den heulenden Sturm zu überschreien suchte:

„Ja, du bist ein Mann Gottes! Wahrlich, du bist ein Mann Gottes! Du kommst, wenn man dich ruft. Du bist ein guter Mann, ein Mann Gottes! Du kommst im Sturm, wie Jesus kam, wenn sie ihn riefen. Ja, ja, aber Jesus wanderte über das Meer dahin, und seine Kleider wurden nicht naß. Das können wir nicht, denn wir haben nicht Glauben genug. Siehst du wohl! Hätten wir einen so starken Glauben an Jesum gehabt, dann hätten wir den Sturm auf dem Meere gestillt, und du hättest die arme Martina vom Tode auferweckt, so wie Er Zairi Töchterlein erweckte. Ach nein, siehst du wohl, wir haben nicht Glauben genug! Aber du bist der Mann des guten Gottes. Und zu meinen Lebzeiten haben wir keinen Pfarrer wie dich in Maasvär gehabt. Das sagt auch Mikel Nilsa, und er ist bald hundert Jahre alt.“ — — —

Und in seiner kleinen Stube machte So Pasa Feuer an und hängte die nassen Kleider des Pfarrers zum Trocknen auf. Über ihn selber in der Bettbank breitete er sein bestes Fell — und dabei rebete und schwagte er unaufhörlich.

Und die Sturmorgel braufte weiter.

Am schlimmsten war es Ende Januar. Drei Wochen lang konnte er nicht aus der Maasvärer Bucht herauskommen, die so erregt war wie das wilde Meer.

Und dann legte sich der Sturm, — um sich wieder von neuem zu erheben und wieder zu legen. Ein dreitägiger Süd Sturm in den ersten Tagen des März — und damit war es zu Ende. — — —

Der Pfarrer Sören Römer stand in seinem Studierzimmer am Fenster, das er weit geöffnet hatte, um die Märzsonne hereindringen zu lassen, die warm auf das Fensterbrett schien.

Die Bucht lag stahlblank da und die Möwen flogen. Der breite Fjord da draußen schimmerte wie blaue Seide mit Sonne über den langen Dünungen. Und aus dem Meer stiegen die Berge in weißem Schnee auf; gewaltiger denn je zuvor, ruhig, sonnenbeschienen hoben sie sich von dem frostklaren Himmel ab.

Und er hatte ein Gefühl, als höre er die Ewigkeit durch die Stille tönen.

Ja, es war still hier. Noch stiller als im Sommer, wo er gemeint hatte, daß er nicht gewußt habe, was Stille hier auf der Welt sei — bis er hierher gekommen war.

Und hier — hier hatte es gedonnert! In Gedanken durchlebte er noch einmal den Winter, alle die sturmzerfetzten Tage und Nächte, und mußte hinauslächeln in den Frieden des weißen Sonnentages. Die Stille war wohl deshalb so überwältigend, weil das, was jetzt schwieg, so mächtig gewesen war!

Er versank in tiefe Gedanken, während er hinaus sah.

Allmählich war es ihm, als erwachten da draußen in dem weitgedehnten Wilde gedämpfte, ferne Töne. Sie wurden zu seinem innern Empfinden hinübergetragen von den Strandlinien, die er dort gerade gegenüber sah, über die Berge hinweg von denen, die er nicht sah, von denen er aber wußte, daß sie dahinter lagen. Sie unterbrachen die Stille; sie füllten sie aus. Sie störten seinen Frieden nicht, aber sie nahmen die Einsamkeit von ihm.

Furchtlos und in dem glücklichen Gefühl seiner Manneskraft, wie er diesen Winter durchlebt, gegen Sturm und Unwetter angekämpft, in Kirchen gepredigt hatte, die unter den Windstößen erbeben, in elenden Hütten an Krankenbetten gefessen, Versammlungen abgehalten und Anordnungen getroffen hatte . . . da hatte er wahrlich seines Amtes mit Treue und Eifer gewaltet und die Menschen kennen gelernt. Er sie und sie ihn. Er war seiner Gemeinde in Wahrheit ein Hirte gewesen. Er hatte Beweise genug dafür in der Art und Weise, wie sie zu ihm kamen, groß und klein, und seinen Rat in geistigen wie in zeitlichen Dingen einholten. Sein Rücken richtete sich auf unter der Achtung, die er ihnen einflößte; denn er wußte, daß er sie verdient hatte als eifriger Diener Gottes.

Und das war es, was jetzt zu seiner Seele herübertönte — über das Meer und über die Berge, Klänge und Töne, die nicht schwiegen mit dem Orgelbrausen der Naturmächte, sondern daraus geboren waren und es fortsetzten. Es war die Musik des Menschenlebens. So fern und zerstreut, so schwach in dem unendlichen Raum — und doch füllte sie Stille aus, verscheuchte sie die Einsamkeit.

Er dachte an den spröden Klang seiner Kirchenglocke . . .

Eins oder tausend — hundert oder Millionen: das Menschenleben trug das Bild Gottes in sich, und die guten Werke in diesem Leben waren groß und Gott wohlgefällig.

Wie die Glocke, die auf dem Dach der Maasvärer Kirche läutete: Gott der Herr war derselbe hier wie in dem stolzesten Dom der Welt!

Die Menschen!

Er mußte den Kopf schütteln bei dem Gedanken daran, daß er sie kennen sollte. Davon war er noch weit entfernt. Aber er glaubte, den Weg gefunden zu haben, um diese Menschen kennen zu lernen. Und er brannte vor Verlangen, auf diesem Wege vorwärts zu dringen — die Leuchte des Wortes in der Hand.

Zuerst, als er sie gesehen hatte — Seefinnen und Fischer in ihren Erdhöhlen und Hütten — waren sie ihm wie eine Art menschenähnlicher Tierrasse erschienen. Ihre Wohnungen, ihr Leben in Unreinlichkeit und Grauen, ihre mangelhaften Fähigkeiten, sich in einer verständlichen Sprache auszudrücken, ja, auch ihr Aussehen hatten ihm diese Ansicht eingegeben. Und er betrachtete seine Tätigkeit unter ihnen wie die eines Missionars im Heidenlande.

Aber allmählich gewann er Einblick in ein nicht zu bezweifelndes, wenn auch unentwickeltes geistiges Leben. Die Heilige Schrift stand in hohem Ansehen unter ihnen. Ein Mann wie Jo Pasa auf Meiland war immer gern gesehen, wenn er mit seiner Bibel kam. Und der Pfarrer war Gegenstand tiefster Ehrerbietung. Mit Andacht und Ehrfurcht lauschten sie seinen Worten. Trotz Unwetter und langer Wege kamen sie zur Kirche.

Aber hinter Religion, Kirche, Bibel und Geistlichem hatten sie für ihren innern Menschen gleichsam eine Welt für sich. Er hatte nur einen flüchtigen Einblick da hinein, denn sie verschlossen sie vor ihm. Bei all ihrer Ehrerbietung und Demut, ja, bei all der Not und Seelenfurcht, die sie dem Pfarrer gegenüber an den Tag legten, waren sie in gewisser Beziehung verbissen und halsstarrig eigenmächtig. Sie huldigten einem finstern und erdrückenden Aberglauben; aber der löfzte ihnen keine Angst ein, er machte sie trotzig und unempfänglich für Gottes Wort und Zucht. Als hätten sie ihre eigenen Götter — die stärker waren und ihnen selbst und ihrem Leben näher standen als der Gott des Pfarrers.

Er war kein Missionar unter den Heiden. Er war ein alttestamentarischer Prophet in dem ewig sich versündigenden Israel. Sein Amt bestand darin, Jehovas Sache und Streit — gegen die fremden Götter zu führen.

Und hier nützte es nicht, etwas ertrogen zu wollen. Es half nicht, sich zu grämen oder zu entsetzen, zu donnern oder zu verdammen. Es galt nur, geduldig, ganz geduldig Einfluß bei diesen vernachlässigten und auf so mancherlei Weise auf sich selbst angewiesenen Menschen zu gewinnen, ihr Vertrauen und ihre Anhänglichkeit zu erlangen und nie zu ermüden, ihnen Jesum Christum vorzuführen — bis er ihnen, nach Jahren, vertraut würde, als der Einzige, der ihren Seelen Erlösung bringen konnte. — — —

Auch auf den großen Handelsstellen hatten sie ganz allmählich begonnen, die Türen des Schweigens ein klein wenig zu öffnen. Hinter der äußern Ruhe und Stille sah er manch einen Schimmer verborgener Leidenschaft, schwerer Kämpfe mit dem Schicksal.

Draußen auf Skjelnäs kämpfte die mächtige Madame Zuhl ihren geheimen bitteren Kampf, um den Menschen das Elend ihres Mannes zu verbergen. Gegen sie wiederum lehnte sich ihr junger Sohn, Anton Zuhl, auf mit seinem vielseitigen Sehnen, seiner Neiselust und seinem Wissensdrang, — und alle dem schob seine

Mutter rücksichtslos einen Niegel vor. Dem immer hilfbereiten Pfarrer erschloß er sein Herz; er lieb Bücher von dem Pfarrer und bat ihn bei jeder Gelegenheit um seinen Rat und seine Anleitung. Anton war ein nachdenklicher, ein wenig schwermütiger Jüngling, und Sören Römer sprach gern mit ihm.

Zwischen Klüver auf Andsvaag und Madame Zuhl auf Kjelnäs lag gleich einem Alpdruck, der Unfrieden und Haß erzeugte, ein uralter Prozeß; Madame Zuhl hatte ihn als Erbschaft von ihrem Vater, Rattikoh, dem König von Kjelnäs, angetreten, und er hatte sich ursprünglich um einen Streifen Uferlandes gedreht, dessen sich der alte Landesrichter am Morgen der Zeiten bemächtigt hatte. Diese Feindschaft zwischen den beiden mächtigsten Familien geriet der Kjelnäser Sittal-Kirche zu großem Nachteil, und der Pfarrer machte wiederholt Versuche, eine Versöhnung herbeizuführen. Aber hier stieß er auf Leidenschaften und Kräfte, die sich tief und mannigfaltig in ein halbhundertjähriges Verhältnis zwischen den Familien verzweigten. Und er sah seine völlige Machtlosigkeit ein. An den Prozeß selbst dachte kein Mensch mehr; seine Bedeutung war in Wirklichkeit im Laufe der Zeiten auch fast erloschen; er tauchte nur auf jedem Herbsttag in Maasvär von neuem auf — gleich einem alten Ungetüm aus verschwundenen Zeiten, das seinen Kopf aus dem Meere herausstreckte, um wieder in die Tiefe zu versinken.

Nur auf Tennö bei der Familie Roß schien nichts das glückliche Familienleben zu stören. Da war ein großer Haushalt mit vielen Kindern, und als guter Engel ging Herr Roß' und Madame Foksens jüngste Schwester, Anne Kathrine, ihrem Bruder wie auch seiner Frau und den Kindern in der weitläufigen Wirtschaft zur Hand. Sie war ein ganz entzückendes junges Mädchen, blond und freundlich und dabei sehr verständig in der Unterhaltung. Im übrigen lag der große Distrikt der Handelsstelle Tennö sehr isoliert und außerhalb jeder mißgünstigen oder konkurrierenden Nachbarschaft. In keinem Hause fühlte sich Sören Römer so wohl wie bei Roß' auf Tennö.

Auch auf Maasvär bei Foksens glitt das Leben gleichmäßig und ohne eigentliche Mißlänge oder sichtliche Mißverhältnisse dahin.

Nur herrschte dort nicht die lichte, fröhliche Stimmung wie auf Tennö. Dies lag nicht an Herrn Foksen, der, wenn man ihn außer dem Hause traf, sogar ein besonders munterer Mann war. Daheim war er still, bis zum äußersten aufmerksam und rücksichtsvoll gegen seine Frau, ja, er konnte einen fast eingeschüchterten Eindruck machen. Madame Foksen selbst lag wie ein Schatten aus unerschütterlichem Ernst über dem Hause. Es hatte Sören Römer manch liebes Mal verwundert, daß diese so durch und durch rechtlich denkende und gute Frau ihrem Manne gegenüber so wenig freundlich und entgegenkommend war; es war dies eine Ungerechtigkeit von ihr, und er wußte wirklich nicht, was er mit ihr anfangen sollte. Ein wenig Munterkeit und Freude konnte recht erforderlich sein in so einem langen, schweren Winter. Aber Madame Foksen schloß all dergleichen aus ihrem Hause aus.

Bei einer Gelegenheit hatte Jungfer Anne Kathrine auf Tennö ein flüchtiges Wort über die Schwester fallen lassen, — sie sagte, sie fühle sich nicht glücklich. Der Pfarrer hatte seither Madame Foksen mit Aufmerksamkeit beobachtet. Und es schien wirklich, als trage sie hinter dem verschlossenen Außern an einer schweren Last . . .

Und nun heute hatte er die Lösung des Rätsels gefunden. — — —

(Fortsetzung folgt.)

